

# Die Welt als Rolle und Vorstellung

Kino im Kopf: Bis heute reisen Sänger durch indische Dörfer und zeigen Bilderserien, mit denen sie Mythen verbreiten oder Weltereignisse erklären.

Von Sabine Wienand

So viel ist klar: Um mit seiner Kunst Erfolg zu haben, braucht ein Entertainer das richtige Publikum. Und den richtigen Stoff: Ein Lied beginnt mit einer vielbefahrenen Brücke? Klingt zunächst wenig dramatisch. Aber setzen wir uns im Geiste einmal im Halbkreis in den Staub eines bengalischen Dorfes. Als Kulisse wachsen niedrige lehmverputzte Häuser aus der sandfarbenen Erde, als Statisten staksen im Hintergrund drei Hühner und eine magere Kuh vorbei. Vor uns wickelt eine Sängerin im Sari eine Papierrolle ab. Szene für Szene enthüllt sie plakative Zeichnungen, die genau zum Lied passen, das sie mit lauter Stimme über den verstörenden Moloch Kalkutta singt: „Ich sah die U-Bahn und erschreckte mich fast zu Tode: Sie öffneten die Erde, damit ein Zug darunter fahren kann – das sind erstaunliche Neuigkeiten! Als ich sie vernahm, machte ich ein Lied. Aber ich habe noch immer nichts zu essen. Sag mir, warum, oh Gott.“

Die bengalische Künstlerin Manimala Chitrakar hat natürlich recht. Die Moderne ist eine erstaunliche Angelegenheit. Gleich möchte man sich den imaginären Staub aus der Hose klopfen und die Rolle kaufen, auch um die Sache mit dem fehlenden Essen zu einem guten Ende zu bringen.

Wie viele bengalische Dorfbewohner allerdings heute noch solchen Darbietungen beiwohnen, ist schwer zu sagen. Denn diese Form des alternativen Kinos, der gerade eine Sonderausstellung in Zürich gewidmet ist, sah schon mal bessere Tage. Die Kunst der Bildrollenmalerei und des begleitenden Gesangs war einst ein in ganz Indien verbreitetes, sehr beliebtes Kommunikationsmittel, um Geschichten von Himmel und vor allem Hölle, von Mord und Totschlag, Liebe und Leid, Helden und Heiligen durchs Land zu tragen. Ein Mann, ein Lied, eine Bilderfolge und die Vorstellungskraft seiner Zuschauer. Mehr brauchte es nicht, um mit minimalen Mitteln den Betrachtern zum Kopfkino zu verhelfen.

Wann diese Multimediantechnik des alten Indiens erfunden wurde, ist unklar. Die ältesten in Indien erhaltenen Bildrollen sind zwar

vergleichsweise jung – sie dürften erst vor einigen Jahrhunderten produziert worden sein. Doch der Schwund ist wahrscheinlich gewaltig, denn als die Rollen noch nicht so sehr Kunstobjekt als vielmehr Gebrauchsgegenstand waren, stellte vorführungsbedingter Verschleiß durch das häufige Auf- und Abwickeln ein ständiges Problem dar. Sehr leicht fransten die Ränder aus, Löcher wurden mit Fetzen anderer Rollen geflickt, manchmal mit ganzen Bildfolgen, was erstaunliche Effekte für die erzählte Geschichte bedeutete haben dürfte. Manche heilige Rolle, die für religiöse Zwecke benutzt wurde, musste zum Ende ihrer Dienstzeit sogar rituell im See von Pushkar im indischen Bundesstaat Rajasthan versenkt werden. Das Klima und allerlei knabbernde, kriechende und krabbelnde Tiere trugen ihren Teil dazu bei, den früher als Malgrund benutzten Textilstoffen oder Palmblättern den Gar aus zu machen. Die wenigen erhaltenen Objekte helfen also nicht bei der Datierung dieser Kunstform.

Wenn manche der Bildersänger den Beginn ihrer Tradition in die Zeit der Dämonen verlegen, ist das vielleicht etwas verwegen, aber immerhin weiß man, dass sich schon vor zweieinhalbtausend Jahren Buddha und Mahavira, der Begründer des Jainismus, mit den philosophischen Ansichten eines gewissen Makkhali Gosala herumplagten. Dieser Zeitgenosse der beiden Religionsstifter, so erzählen buddhistische und jainistische Texte, soll vor seiner Asketenlaufbahn ein Bildersänger gewesen sein.

Er hatte offenbar viele Kollegen: Im Gefolge von Mönchen und Kaufleuten reisten die singenden Bilder in die Welt. Über eine nördliche Route transportierten sie vor allem buddhistische Geschichten nach China. Im trockenen Wüstenklima des nordwestchinesischen Bezirks Turfan (auch Turpan genannt) fand man eine stark beschädigte indische Bildrolle aus dem 10. Jahrhundert – es dürfte die älteste erhaltene überhaupt sein.

Eine südöstliche Route brachte indische Epen bis Indonesien. Eines von ihnen, das berühmte Ramayana, wurde noch bis in die Neuzeit nicht nur als Schattenspiel, sondern auch als Bildrollenstück aufgeführt. Und im ländlichen Osten Thailands, in Isan, kann man ganz selten noch heute buddhistische Bildrollen sehen, zu denen Mönche Lehrreden des Buddha rezitieren, die sogenannten Sutren.

Aber die Glanzzeiten dieses Unterhaltungsmediums sind dahin. Erst kamen Radio und Wanderkinos ins Land, und heute hat das Fernsehen auch in die hintersten Winkel des indischen Subkontinents Einzug gehalten. Von den etwa 220 Millionen indischen Haushalten sollen in diesem Jahr rund 180 Millionen entweder einen eigenen Fernseher besitzen oder zumindest Zugang zu einem haben.

Immerhin: Das Interesse an den alten Erzählungen ist noch da. Die Kanäle der modernen Massenmedien speisen sich durchaus auch aus dem sprichwörtlichen Meer der traditionellen indischen Geschichten – und graben damit den alten Interpreten das Wasser ab. Schon der erste in-

der Abstieg des Upper-Class-Girls in den Bauch des Schiffes. Hüfte an Hüfte folgt die berühmte Relingszene zwischen Kate und Leonardo.

Feuer, Fluten und verzweifelte Rettungsversuche folgen, und Wassermassen statt Klassenstranken setzen der unmöglichen Liebe ein Ende.

Überfüllt wie ein indischer Zug sticht der Luxusdampfer „Titanic“ in dieser Bildrollenvariante des bekannten Blockbusters in See. Den Argusaugen der Gesellschaft zu entkommen wird schwer.

Jungfernfahrt adieu, Jungfernschiff verdu, ein gelber Eisberg rammt das Schiff, während die Liebenden sich unter Deck eindeutig näherkommen.

Größe Erwartungen: Eine Jadopatia-Bildrolle aus Jharkhand



Überfüllt wie ein indischer Zug sticht der Luxusdampfer „Titanic“ in dieser Bildrollenvariante des bekannten Blockbusters in See. Den Argusaugen der Gesellschaft zu entkommen wird schwer.

Der Abstieg des Upper-Class-Girls in den Bauch des Schiffes. Hüfte an Hüfte folgt die berühmte Relingszene zwischen Kate und Leonardo.

Jungfernfahrt adieu, Jungfernschiff verdu, ein gelber Eisberg rammt das Schiff, während die Liebenden sich unter Deck eindeutig näherkommen.

Feuer, Fluten und verzweifelte Rettungsversuche folgen, und Wassermassen statt Klassenstranken setzen der unmöglichen Liebe ein Ende.

Größe Erwartungen: Eine Jadopatia-Bildrolle aus Jharkhand

dische Spielfilm von 1913 widmete sich der klassischen Geschichte vom tugendhaften Herrscher Harishchandra, seinen schweren Prüfungen und himmlischen Belohnungen – ein typischer Stoff aus dem Repertoire von Bildersängern. Fernsehserien über die großen Epen sind Straßenfeger, da haben es die alten Erzählkünstler wie wandernde Bard, Puppenspieler oder Bildersinger schwer.

Fast überall ist die indische Volkskunst des Besingens bewegender Bilder heute verschwunden. Im Osten des Landes jedoch, im Gebiet der Bengalen, konnten sich gleich zwei Traditionen bis heute halten: Die der Jadopatia und die der Patua. Beide malen, beide singen, verfolgen aber völlig unterschiedliche Strategien, dies zum Broterwerb zu nutzen. Während es den hauptsächlich im Midnapur-Distrikt siedelnden Patua gelingt, sich den wandelnden Zeiten anzupassen und weniger als wandernde Darsteller, dafür als in erster Linie bildende und außerdem singende Künstler zu reüssieren, verklingen die Stimmen der Jadopatia im ostindischen Bundesstaat Jharkhand. Ihr Repertoire war immer schon wesentlich schmäler, ihre typische Bildrolle kürzer, vor allem aber ihre Klientel exklusiver.

Die hinduistischen Jadopatia, selbst ethnische Bengalen, leben hauptsächlich in dörflichen Gemeinschaften mit den Santal, der größten Stammesgesellschaft von Ureinwohnern (Adivasi) Indiens. Zwar haben sie bei ihren Wanderungen durch die Dörfer auch Rollen für ein hinduistisches Publikum im Gepäck, doch hauptsächlich orientieren sie sich an den Wünschen und Ängsten der Santal. So besingen sie deren Schöpfungsmythos oder helfen ihnen in der Vorstellung der Santal verängstigt umherirrenden, blinden Verstorbenen, im Jenseits sehen zu lernen. Diesen das Augenlicht zu geben, das sogenannte Cokhodan, war einst ein einträgliches Geschäft. Heutige Trauerfamilien der Santal glauben offenbar – anders als ihre Vorfahren –, lediglich eine Pupille in ein vorgefertigtes Bild eines Toten zu tupfen sei keine spirituelle Dienstleistung, die ein hohes Honorar für den Jadopatia rechtfertigt. Auch für erbauiche Unterhaltung ist man nicht gewillt, allzu viel zu geben.

Auf den zunehmenden Geiz ihrer Gönner reagierte manche Jadopatia mit einer Verkürzung ihrer Spielzeiten: Anstatt eine Geschichte von Anfang bis Ende zu singen, begannen sie in einem Haus und führten die Fortsetzung beim Nachbarn auf. Aber auch diese ökonomische Maßnahme, die Zahl der Geber zu erhöhen, bringt letztlich zu wenig Reis und Rupien.

Anders als die Patua lebten die Jadopatia auch zu weit weg von städtischen Eliten, die ihre Kunst bei einer Landpartie rechtzeitig hätten entdecken und sammeln können. Noch etwa vierzig bis fünfzig Jadopatia-Familien dürften nach inoffiziellen Schätzungen in der Umgebung der Städte Jamtara und Dumka so ihr Auskommen finden. Bald werden sie wohl Legenden nicht mehr erzählen, sondern selbst welche sein. Brotlose Kunst muss man sich leisten können und wollen. Die Jungen bemängeln Perspektiven und fehlende gesellschaftliche Anerkennung gleichermaßen, ihr Gewerbe wurde immer schon als eine Form von Bettelei betrachtet.

Kein Wunder, dass vielen Jadopatia auch die Lust zu fehlen scheint: Manchen Bildrollen sieht man an, dass sie gegen Ende mit müder Hand dahingepinselt wurden. Dabei ist ihr feiner Malstil, die zurückhaltende Farbpalette, oft in Erdtönen gehalten, so attraktiv, dass er von manchen Patua längst kopiert wird. Denn sie haben erkannt, dass ein tribaler Stil sich als besonders authentisch verkaufen lässt, wenn man Zugang zu den richtigen Märkten hat. Genau so haben manche Patua erkannt, dass viele Käufer die Vorstellung lieben, die Bildrolle sei mit althergebrachten Pflanzenfarben und mineralischen Pigmenten gemalt worden. Also verschweigen sie die synthetischen Pigmente, die sie auf dem Basar besorgen, und erzählen eine schöne Geschichte über ihre traditionellen Methoden zur Farbgewinnung. Schließlich sind sie Illusionisten.

Gutes Karma dürfte es wohl nicht sein, das die weit pragmatischeren Patua ungleich besser dastehen lässt. Dafür ist ihre Religionszugehörigkeit zu fragwürdig. Irgendwann während der Herr-

schaft der muslimischen Moguln soll ihre gesamte Kaste aus praktischen Erwägungen zum Islam konvertiert sein, das versprach Schutz und Steuererleichterungen. In den 1950er Jahren bemühten sie sich, über eine Reihe von Reinigungsriten wieder stärker in die hinduistische soziale Ordnung integriert zu werden. Und heute tragen sie jeweils einen muslimischen und einen hinduistischen Namen, das erleichtert die Publikumsarbeit und erweitert den Adressatenkreis.

Natürlich haben sie also einige muslimische Stoffe im Repertoire, singen aber vorrangig hinduistische Göttergeschichten. Der hinduistischen Klientel erklärte man, Gott Shiva habe einst einen versehentlich frevelnden Patua verflucht, weder Hindu noch Muslim zu sein: Er solle muslimischen Sitten folgen, aber hinduistische Götter malen. Und das tun sie noch heute – unter anderem.

Sozial engagierte Organisationen in Bengalen vergaben seit den 70er Jahren zudem Aufträge an die Vertreter der alten Volkskünste, Theaterstücke oder eben Bildergänge zu sozialen Themen zu verfassen. Also gab es in den Dörfern plötzlich Vorführungen zur Notwendigkeit des Impfens, zu Mitgiftmorden oder Familienplanung. Auch Aidsprävention ist heute ein Thema. Wie effektiv diese Kampagnen waren und sind, ist zwar kaum messbar, aber immerhin fanden einige Patuas so ein geregeltes Einkommen. Die Tradition lebte weiter. Heute malen und singen sie von Katastrophen wie dem Tsunami und dem Erdbeben in Gujarat. Von lokalen Verbrechen oder dem Anschlag vom 11. September. Oder sie kapern Kinostoffe und liefern eine ganz eigene Version des Titanic-Films.

Die Attraktivität ihrer Kunst liegt wohl zu gleichen Teilen in ih-



Die Heimat der Bildrollensänger liegt im Osten Indiens und in Bangladesch.

rer Aktualität wie Anpassungsfähigkeit begründet. Denn ähnlich wie es den Jadopatia erging, verlor auch ihre traditionelle ländliche Kundschaft im Laufe des letzten Jahrhunderts das Interesse an ihren Darbietungen. Aber durch die Nähe zu Kalkutta, der Stadt der Intellektuellen, durch die Besinnung der Eliten auf eine irgendwelche bengalische Tradition, durch Fürsprecher wie den Literaturnobelpreisträger Rabindranath Tagore erschlossen sie sich im urbanen Milieu eine neue Klientel. Statt auf Zuschauer setzten sie nun auf Käufer.

Dadurch wird das Aufführen immer mehr zum Aufstellen, und damit man die meterlangen Streifen besser an die Wand hängen kann, malen einige Künstler heute lieber horizontal statt vertikal. Vor allem aber gewannen die Patua neue Maler: Früher war das Bildersingen eine reine Männerdomäne. Doch seit Ende der 80er Jahre malen und singen auch die Frauen. Zunächst einfach nur, weil ihre Männer keine Lust hatten, einen von der Regierung finanzierten Kurs zur Belebung ihrer Kunst und Verbesserung ihrer Maltechniken zu besuchen, und stattdessen ihre Frauen schickten. Ein Glück, denn einige von ihnen sind heute Hauptverdienerinnen ihrer Familie, manche verkaufen ihre Bilder an einheimische Sammler und internationale Museen gleichermaßen.

Hätte man sie früher gefragt, wie sie ihren Lebensunterhalt bestreiten, so hätten die Patua gesagt: „grame berane“ – in die Dörfer wandern, und „bhiksha kara“ – betteln. Heute sagen sie „kalcha-kara“. Und meinen: Wir machen Kultur.

Die Ausstellung „Rollenspiel und Bildgesang“, der die Abbildungen auf dieser Seite entnommen sind, ist noch bis zum 3. März im Völkerkundemuseum der Universität Zürich zu sehen. Weitere Informationen unter [www.museethno.uzh.ch/ausstellungen/bildrollen.html](http://www.museethno.uzh.ch/ausstellungen/bildrollen.html)